

Nach 22 Jahren Dienst als Gemeindekrankenschwester in Brugg : aus dem Tagebuch einer Gemeindekrankenschwester ...

Autor(en): **Ritter, Erika**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **63 (1992)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-810802>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus dem Tagebuch einer Gemeindecrankenschwester . . .

(Neue Serie)

Während einem halben Jahr fanden Sie, liebe Leserinnen und Leser, im Fachblatt jeweils die Ausführungen von Peter Mattmüller «Vom Geheimnis des Wortes». Nun möchten wir den Raum freigeben für Worte der Erinnerung aus dem Tagebuch einer pensionierten Gemeindecrankenschwester. Dieses Tagebuch ist ein ungewöhnliches Werk; nach Art der alten Bibeln in Holz und Leder gebunden, finden sich da Geschichten, die das Leben – zumeist in seiner letzten Phase – schrieb und die, als Gesamtheit betrachtet, wiederum das Lebenswerk eines Menschen ausmachen. Schwester Gertrud hat selber nicht im Heim gearbeitet. Ihre Aufgabe lag ausserhalb der stationären Institution. Heim oder nicht Heim? Mit dieser Frage wurde sie allerdings oft konfrontiert.

Ihr Tagebuch – das sind keine Tagesrapporte: heute schien die Sonne, heute war es kalt, heute kochte ich für Frau X. Erbsensuppe . . . Schwester Gertruds Tagebuch enthält unzählige Episoden und in sich abgeschlossene Geschichten. Einige davon hat sie für das Fachblatt ausgewählt und überarbeitet.

Doch erst möchten wir Ihnen Schwester Gertrud vorstellen.

Eines Tages, im letzten Vorfrühling, klingelte im VSA-Redaktionsbüro in Zürich das Telefon. Der Anruf kam aus dem Brugger Stadthaus. Mit altvertrauter Herzlichkeit erkundigte sich der Vorsteher des städtischen Sozialamtes nach meinem Wohlbefinden sowie nach der arbeitsmässigen Auslastung beim VSA. Falls es mir möglich wäre . . ., eigentlich hätte er einen Auftrag für mich . . ., die Stadtbehörde hätte gerne, wenn ich etwas schreiben würde . . ., es könnte doch in mein Ressort passen . . ., und so lernte ich Schwester Gertruds Tagebuch kennen.

Schwester Gertrud geht in Pension

Eigentlich wünschte sie sich keine grosse Geschichte rund um ihre Pensionierung, sie werde ja weiterhin in Notfällen für Ablösungen und Aushilfe zur Verfügung stehen. Aber erzählen könne sie schon einiges – immerhin seien es 22 Jahre her, seit sie in Brugg den Dienst als Gemeindecrankenschwester übernommen habe.

22 Jahre lang war sie «Schwester Gertrud» – ein Begriff, fast schon eine Institution –, und für viele Brugger wird sie «Schwester Gertrud» bleiben. Die Rede ist von Gertrud Fasnacht-Merz, freie Krankenschwester AKP (Allgemeine Krankenpflege), seit 1969 Gemeindecrankenschwester in Brugg. Ende April geht sie in Pension. So kommt es, dass wir uns an einem sonnig-verschneiten Aprilmittwoch im Haus Badstrasse 25, 5. Stock links, gegenüber sitzen, auf dem Tisch steht die Geburtstagstorte, denn «. . . morgen ist es soweit, da werde ich 62». Hier, an der Badstrasse ist Gertrud Fasnacht-Merz seit 23 Jahren zu Hause. Eigentlich sei es ein Zufall, dass sie in Brugg hängengeblieben sei. Zufall oder Schicksal? Auf jeden Fall bestanden bereits vor Amtsantritt persönliche Beziehungen nach Brugg. Zufall, dass die ihr bekannte Schwester Annie, welche 1969 als gewählte Gemeindecrankenschwester ihren Dienst in Brugg hätte aufnehmen sollen, ihre Arbeitsstelle nicht antrat? Zufall, dass Oskar Leder die Adresse an der Badstrasse kannte und die, damals wohl seit kurzer Zeit in Brugg wohnhafte, aber noch im Kantonsspital Schaffhausen tätige AKP-Schwester Gertrud um Hilfe in der Not bat? Jedenfalls wurde aus der provisorischen Ablösung in Kürze ein Fixum mit 100prozentigem Arbeitseinsatz.

Von Pfäffikon nach Brugg

Schwester Gertrud ist in Pfäffikon, im Zürcher Oberland, aufgewachsen, wo sie auch die Schulen besuchte. «Nach der Schule hiess es erst einmal: Mitverdienen, arbeiten, eine Stelle suchen», erinnert sie sich. So kam sie als Haushalthilfe zu Verwandten



Schwester Gertrud . . .

nach Tegerfelden ins Pfarrhaus. Zwei Jahre später zog sie mit der Familie nach Reinach (BL) um, wo sie nochmals zwei Jahre blieb. «Bereits damals tauchte der Wunsch auf, die Krankenpflege zu erlernen, Schwester zu werden. Ich hatte das Glück, nicht nur im Haushalt eingesetzt zu werden. Mir wurden Aufgaben in der Gemeinde übertragen, in der Jugendgruppe beispielsweise.» Doch vorerst führte der Weg weiter, ins Welschland, nach Vevey, wo die junge Gertrud eine Arbeit in einer Familie mit kranken Kindern antrat. Diese Aufgabe brachte die endgültige Entscheidung in der Berufswahl: Krankenpflege.

Und so trat sie 1951 eine dreijährige Ausbildung an der Schule für Krankenpflege im Diakonissenspital Riehen an. Das bisher Gesparte reichte für das Schulgeld und die Uniformen. «Mit den Uniformen wurde damals ein richtiger Kult betrieben. So mussten wir sowohl eine Werktags- als auch eine Sonntagsuniform anschaffen. Wir Schülerinnen wurden von den Diakonissinnen

streng gehalten. Klare Regeln setzten Grenzen, halfen uns aber auch, für die spätere Zeit als freie Schwestern Richtlinien und Maßstäbe aufzubauen, an die wir uns halten konnten. Ich persönlich war oft froh um dieses Rüstzeug.» Die Schülerinnen hatten einen freien Tag pro Woche. Frei war vor allem der Sonntag-nachmittag, an welchem ein Spaziergang mit den ältern Schwestern des Hauses auf dem Programm stand. Es waren schöne Jahre in Riehen. Reinach war nicht weit entfernt, was regelmässige Besuche bei den Verwandten im dortigen Pfarrhaus erlaubte. Die Beziehungen zur Krankenpflegeschule in Riehen überdauerten die Jahre. Schwester Gertrud arbeitet heute noch im Schulvorstand mit. Während ihrer damaligen Praktikumszeit kam sie in die Aussenstation des Diakonissenhauses, ins Kantonsspital in Schaffhausen, was ihr gefiel. Nach Beendigung der Ausbildungszeit trat sie nach Schaffhausen über, wo die freien Schwestern für die Pflege in der Privatabteilung zuständig waren. Sie blieb 7 Jahre dort.

«Unsere Familie, wir waren immer auch ein Stück weit Zigeuner mit Fernweh im Blut.» 1961 arbeitete ihre Schwester auf dem Konsulat in Los Angeles. Schwester Gertrud gab ihre Stelle in Schaffhausen auf und reiste nach Amerika. In einer Künstlerfamilie von Los Angeles wurde sie als Kinderschwester engagiert und übernahm in der Folge die Stelle einer Gouvernante. Sie blieb zwei Jahre. In der Freizeit wurde viel gereist. Auch der Rückweg in die Schweiz dauerte etwas länger, führte doch die Fahrt auf einem Fracht- und Passagierdampfer von Amerika aus über Hawaii, Japan, Hongkong, Singapur, Manila, Aden, durch das Rote Meer und den Suezkanal nach Italien. Dann wollte sie sich eigentlich als Schwester nach Australien verpflichten.

Doch es kam anders. Erneut in Schaffhausen tätig, führten private Interessen nach Brugg – alles weitere siehe oben. «So bleibt man hängen.»

Als Gemeindeschwester in Brugg

In der Stadt Brugg unterstand die Gemeindecrankenschwester damals der Kommission «Krankenpflege der Kulturgesellschaft». Die Pflegeaufgaben wurden seit 1898 vertraglich von den Diakonissinnen in Riehen übernommen. 1968 trat die langjährige Gemeindecrankenschwester und Diakonissin, Schwester Berta, über siebzigjährig von ihrem Dienst zurück. Die Diakonissinnen mussten wegen Schwesternmangels von ihrem Mandat zurücktreten und konnten die Stelle in Brugg nicht mehr besetzen. Auf das Frühjahr 1969 hin wurde eine freie Schwester gewählt, die jedoch, wie bereits erwähnt, ihren Dienst nie antrat.

Schwester Gertrud übernahm die Stelle mit einem Pensum von 100 Prozent. Ihr Pflichtenheft umfasste in erster Linie die Altersbetreuung. Dies bedeutete oftmals eine Sterbebegleitung zu Hause bis zum Tod. Die Arbeit umfasste aber auch Spritzenkuren, Pflegeaufträge der Ärzte und Pflege, bei welcher oft die psychische Betreuung im Vordergrund stand. Die Gemeindeschwester arbeitete eng mit dem Sozialamt der Stadt und der Sozialarbeiterin der reformierten Kirchgemeinde, Nelly Eichenberger, sowie mit der Beratungsstelle der Pro Senectute zusammen. Gertrud Fasnacht begleitete insgesamt zehnmal die Altersferienwochen der Kirche auf dem Rügel und gab ihr Wissen in Kursen weiter. Sie absolvierte einen Kurslehrerinnenkurs in Bern und vermittelte Grundbegriffe der Krankenpflege in Zivilschutzkursen sowie in Kursen für die breite Bevölkerung in häuslicher Krankenpflege. Häusliche Krankenpflege und 1. Hilfe standen auch im Stundenplan des Hauswirtschaftslehrerinnenseminars. Diese Unterrichtsstunden wurden ebenfalls von Schwester Gertrud betreut. «Ja, und zwischendurch musste ich irgendwann noch die Fahrprüfung bestehen, fuhr ich doch anfangs bei meinen Einsätzen

Brugg mit dem Velo ab. Damals kannten wir noch keine Quartieraufteilung. Die Gemeinde Brugg – das war alles miis.» Eine Ablösung wurde allerdings engagiert und 1972 kam Schwester Waltraud Ciganek dazu.

Eine Verbindung mit dem Hauspflegeverein

Längst gab es in Brugg auch einen Hauspflegeverein, welcher allerdings keine ausgebildeten Schwestern, sondern Hauspflegerinnen beschäftigte. Erst 1973 kam der Zusammenschluss zwischen der Krankenpflegekommission des Kulturvereins und dem Hauspflegeverein. Diesmal wurde der Entscheid zum Zusammengehen «einstimmig und ohne Gegenstimme» gefällt. Die Zusammenarbeit der beiden Institutionen stand in Brugg seit 20 Jahren immer wieder auf den Traktandenlisten, wurde jedoch mehr als einmal abgelehnt. Der Zusammenschluss wurde unter dem Begriff «Hauspflege» organisiert und die beiden Schwestern je mit einem halben Amt verpflichtet, was sich jedoch nicht bewährte. Schon bald ergaben sich zwei Vollzeit-Pensen, als Ablösung kam eine dritte Schwester dazu. Ende der siebziger Jahre erfolgte dann eine Neueinteilung mit einem starken Ausbau der Spitex-Dienste. «Neu kamen vor allem auch die Rapporte für die Krankenkassen dazu, welche bisher keine finanziellen Beiträge an die Spitex geleistet hatten.» Die Gemeinde wurde pflegemässig in Quartiere aufgeteilt mit je einer Schwester pro Quartier. Heute stehen in Brugg fünf ausgebildete Schwestern mit je einem 50-Prozent-Pensum im Einsatz.

Die Nachfolge von Schwester Gertrud übernimmt erstmals ein Pfleger mit einem Vollpensum.

«Man muss diese Arbeit gern machen . . .»

Schwester Gertrud, wie war das in all den Jahren? Gerade in sozialen und helfenden Berufen stösst man immer wieder auf den Begriff des «Burn-out», des Ausbrennens. Vor allem in den letzten Jahren wurde viel darüber geschrieben und diskutiert.

«Sehen Sie, Krankenpflege ist eine eigentliche Aufgabe, jedenfalls war und ist dies heute noch für mich so. Wir wurden stark im Sinne des Dienstes am Mitmenschen geschult und ausgebildet. Krankenpflege verlangt Liebe zur Arbeit, zum Kranken, sonst sollte man aufhören. Ich hatte in den ganzen Jahren nie wirklich das Gefühl von burn-out. Dies hat wohl auch etwas mit Glaube zu tun. Dazu fand ich den Rückhalt in meiner Familie und hatte meine Hobbys.»

Gerade diese Freizeitbeschäftigungen dürfen sich sehen lassen. Schwester Gertrud versteht es, mit Pinsel und Aquarellfarben umzugehen. Lange Zeit malte sie – übrigens als einzige ohne kunstgewerbliche Ausbildung – in einer Gruppe bei Eva Maria Rätz mit. Vielleicht wird nach der Pensionierung die Zeit wieder einmal für einen Kursbesuch reichen?

Schwester Gertrud hat aber noch ein anderes Hobby. Auf dem Tisch zwischen uns liegt ein dickes, in Leder gebundenes Buch. Der Inhalt wird mit Metallbeschlägen unter Verschluss gehalten. Es ist Schwester Gertruds Tagebuch, wobei die Bezeichnung Tagebuch eigentlich nicht ganz stimmt. Hier hat sie in all den Jahren Erlebnisse und Episoden aus dem Arbeitsalltag aufgeschrieben. Es sind Geschichten von und mit Patienten und Patientinnen. Was darf sie davon erzählen, was nicht? Ob sich da was machen liesse?

«Es war eine gute Arbeit in Brugg. Wir hatten immer einen positiven Team-Geist sowie ein schönes Verhältnis zum arbeitgebenden Verein. Ich habe mir als Gemeindecrankenschwester immer einen Spitex-Ausbau gewünscht. Ich freue mich für jeden Menschen,

der im Alter länger zu Hause bleiben kann, der – wo immer möglich – zu Hause sterben darf, was allerdings einen starken Rückhalt durch die Angehörigen bedingt», und unser Gespräch schweift ab, nach Dänemark, zum dänischen Wohn- und Betreuungsmodell für Betagte. Wir diskutieren über das neue dänische Gesetz, das pflegewilligen Angehörigen einen unbefristeten bezahlten Pflegeurlaub für die Betreuung sterbender Familienangehöriger ermöglicht und den anschliessenden Wiedereinstieg an der vorherigen Arbeitsstelle garantiert. «Das wäre schon etwas», meint Schwester Gertrud.

Überhaupt: Der Einsatz bei der Sterbebegleitung – allein darüber könnten wir lange diskutieren. «Der Tod sollte wieder vermehrt

zum Leben gehören, nicht ausgeklammert werden.» Ein einziges Mal hat sie erlebt, wie eine schwer krebserkrankte Frau vor ihrem Tod «durchblickte», das grosse Licht bewusst erlebte. «Das war erschütternd. Mich froh dabei. Jeder Mensch stirbt anders.»

Vieles steht in Schwester Gertruds Tagebuch aufgezeichnet. Zum Abschluss unseres Gesprächs liest sie mir daraus vor. Still packe ich meine Schreibunterlagen in die Tasche zurück. Dabei kommt mir das Wort des kleinen Prinzen von Saint-Exupéry in den Sinn: «Man sieht nur mit dem Herzen gut».

Erika Ritter

Aus dem Tagebuch einer Gemeindegeschwester . . .

Die Krankenpflege ausserhalb des Klinikbetriebes hat heute mehr denn je an Bedeutung zugenommen. Die Spitex, ausgesprochen die Spitalexterne Krankenpflege, ist beinahe in jeder Stadt, in jedem Ort ausgebaut worden und einsame Gemeindegeschwister sind heute eine Seltenheit. Man arbeitet im Team, ein Telefonbeantworter steht zur Verfügung und verschiedene Hilfsmittel zur Erleichterung der Hauskrankenpflege gehören heute zum Alltagsbild einer gut organisierten Spitex, um den Kranken zu Hause eine gute Pflege gewährleisten zu können. Hauspflegerinnen sind jederzeit einsatzbereit, um einen Haushalt zu führen oder auch Kinder zu betreuen, wo Not am Mann ist . . .

Und wenn ich jetzt einige Erlebnisse oder Geschichten hier niederschreibe, dann sind dies ja nicht nur meine Erlebnisse. Ein jedes, welches in dieser schönen, jedoch nicht immer leichten Arbeit ausserhalb des Spital- oder Heimbetriebes wirkt, könnte ähnliches erzählen oder berichten. Vieles hat sich in der heutigen Zeit geändert, denn diese Geschichten sind zum Teil vor zirka 20 Jahren geschehen und damit auch entstanden. Es war eine Zeit, da ich sehr oft allein schalten und walten musste und das Wort Freizeit beinahe ein Fremdwort war.

Gerne schreibe ich ein paar Episoden aus jener und auch der späteren, nicht mehr so einsamen Zeit, denn auch bei uns ist ja unterdessen die Spitex ausgebaut worden und die Zusammenarbeit im Team klappt bestens. A propos einsame Zeit, die gab es eigentlich für mich nie – jeder Tag brachte viel Schönes und Heiteres, manchmal auch Trauriges und weniger Erfreuliches. Das Faszinierende jedoch an unserer Arbeit ist wohl das pulsierende Leben in der Gemeinde, man wird damit konfrontiert.

. . . und dies sind einige Auszüge davon:

Es war ein kalter Winter, der Winter 1969. Ein beissender Wind blies oft um meine Ohren, wenn ich aus dem Haus ging, um meine Patienten zu besuchen. Ich hatte jetzt noch ein Fr. Hirlinger zugeteilt bekommen. Fr. Hirlinger wohnte an der Laurstrasse in einem Häuserblock und war ganz auf die Hilfe der Hauswartfrau angewiesen. Ihre Leidensgeschichte war eher erschütternd. Sie litt an Multipler Sklerose. Früher arbeitete sie als Sekretärin bei einem Anwalt. Allem Anschein nach musste sie einmal sehr klug gewesen sein. Fr. Hirlinger war in meinen Augen nichts anderes mehr als eine verbitterte, vom Leben enttäuschte Frau. Sie verachtete so ziemlich alle, die ihr Zimmer betraten und tyrannisierte jedermann. Ich versuchte, so gut es ging freundlich zu sein, aber wenn sie dann über Ärzte und Leute losliess, die scheinbar an ihrem Unglück schuld waren, musste ich manchmal

an einen Spruch denken, den ich irgendwo einmal gelesen hatte. «Menschen sind wie der Wein, entweder sie werden im Alter milde oder Essig!» Wehe, wenn man eine Handreichung nicht nach ihrem Geschmack verrichtete! Man musste sie mit Samthandschuhen anfassen, und dazu wog sie so ziemlich an die 100 Kilo. Einmal schrie sie mich an, sie möge die Zürcher sowieso nicht «schmöcke». Die Hauswartfrau war am Verzweifeln. Schliesslich suchten wir gemeinsam einen Pflegeplatz für sie und das erste Mal wurde ich auch mit diesem Problem konfrontiert. Mit Hilfe des Fürsorgers war es dann endlich soweit. Fr. Hirlinger konnte in ein Pflegeheim eingewiesen werden, denn sie besass niemand, ausser der Hauswartfrau und einer Nachbarin, die lange Zeit für die behinderte, gelähmte Frau gesorgt und sie aufopfernd gepflegt hatten. Fr. Hirlinger war über diese Lösung nicht glücklich und schob mir die Schuld zu, dass sie nun in ein Heim «eingesperrt» würde! Fr. Hirlinger tat mir leid. Wie hart werden Menschen oft angefasst im Leben. Sie wurde verbittert durch ihre schwere Krankheit. Manche werden durch Krankheit und Leiden geläutert. Es ist nicht an uns zu richten. Wir Pflegenden haben nur die eine Aufgabe – zu verstehen.

Warum ich gerade diese Geschichte an den Anfang nahm? Ich möchte vor allen Dingen mit dieser eher traurigen Beschreibung jenen Helferinnen ein Kränzlein winden, die selbstlos einer Nachbarin oder Untermieterin zu Hilfe eilen, auch wenn es manchmal schwer fällt. Ist es wirklich die Aufgabe einer Hauswartfrau, eine gelähmte Frau zu pflegen, ja manchmal spät am Abend nochmals zum Rechten zu sehen? Wie oft habe ich all die Jahre, während ich diesen Dienst in der Gemeinde versah, solche stille Helferinnen bewundert!

Schwester Gertrud

ALPA Management AG

übernimmt für Sie die Führung und/oder Verwaltung Ihres Alters- und Pflegeheimes.

Die ALPA Management AG führt und verwaltet mehrere eigene Pflegeheime und Heime Dritter und kann somit gestützt auf langjähriger Erfahrung kompetente Dienstleistungen anbieten.

Für weitere Auskünfte stehen wir Ihnen gerne zur Verfügung. ALPA Management AG, C. Défago, Ebnaterstr. 45, Postfach 440, 9630 Wattwil, Tel. 074 7 47 88